

WOLFGANG SCHMIDBAUER

Raubbau an der Seele



**Psychogramm
einer überforderten
Gesellschaft**

 **oeekom**

Wolfgang Schmidbauer

Raubbau an der Seele

Psychogramm einer überforderten Gesellschaft

ISBN 978-3-96006-009-3

256 Seiten, 13 x 20,5 cm, 22 Euro

oeekom verlag, München 2017

© oeekom verlag 2017

www.oeekom.de

EINLEITUNG

Zur Ökologie der Depression

Die kannibalische Dynamik der Konsumgesellschaft spiegelt sich in der individuellen Psyche. Wie die hoch entwickelten Gesellschaften bis zu sechsmal mehr Energie und Rohstoffe verbrauchen, als sich auf dem Planeten regenerieren können, so wächst auch in den Konsumgesellschaften die seelische Erschöpfung und nimmt bedrohliche Formen an. Die Depression wird zur häufigsten Ursache der Unfähigkeit, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. In armen Ländern sind Entspannung, Lebensfreude und Bereitschaft zum Lachen leichter zu finden als in den reichen. Dort dominieren Ängste.

Ein Verständnis der Depression wird durch falsche Alternativen behindert, jener zwischen *nature or nurture* («Erbe oder Umwelt») ebenso wie jener zwischen »Schuld oder Schicksal«, »Krankheit oder Verantwortung«. Anlagen werden durch die Umwelt entwickelt und verwirklicht. Es ist gleich absurd zu behaupten, Intelligenz oder eine Psychose sei »angeboren«, wie sie seien »anerzogen«. Falsche Alternativen sind ein Ausdruck unbewusster Ängste: Wir suchen fanatisch nach Sicherheit in einem unübersichtlichen Feld. Wer in Panik handelt, sieht nur Schwarz oder Weiß und stürzt sich bedenkenlos ins Licht.

Vereinfachungen machen Entscheidungen leichter und helfen, Störendes zu entsorgen. Dann liegt dieses Störende in einer Schublade, auf der »Krankheit« steht und für deren Inhalt das Medizinsystem zuständig ist. In diesem Sinn ist Depression – ebenso wie Alkoholismus – eine »Krankheit«. Vernachlässigt wird, dass es Erscheinungen gibt, deren Bedeutung wir durch den Krankheitsbegriff begrenzen, ja abwehren.

Wer die Anlage zur *Chorea Huntington* in sich trägt, wird irgendwann schwer krank, egal, in welchen Umständen er aufwächst und lebt. Aber niemand kann Alkoholiker in einer Kultur werden, in der kein Alkohol produziert wird.

Bei der Depression ist es etwas komplizierter. Sicher ist, dass frühkindliche Erfahrungen und soziale Einflüsse eine wichtige Rolle in diesem Geschehen spielen. Sie sind aber nicht so leicht dingfest zu machen wie eine Droge oder ein Virus.

Kein Kundiger wird in der Behandlung eines an *Chorea Huntington* Erkrankten an dessen Verantwortungsgefühl und Entscheidungskraft appellieren, aber in der Behandlung von Alkoholikern und Depressiven wird dies ständig getan. Komplexe Störungen wie Sucht und Depression existieren an einem Ort, der dem Limbo des Mittelalters entspricht. Es sollte jene Seelen aufnehmen, die weder in den Himmel noch in die Hölle gehörten. Jetzt will die Gesellschaft sie an die Medizin loswerden. Wenn die Ärzte ihre Arbeit ernst nehmen, versuchen sie durchaus, diese Störungen zurückzuexpedieren.

Woher kommen Depressionen? Der wichtigste schädliche Einfluss in der Konsumgesellschaft ist die Angst der Eltern, dass aus dem Kind »nichts werden« könnte. Sie prägt das Kind stärker, als die Eltern es bemerken und beabsichtigen. Seine

Verinnerlichung von Angst und Unruhe führt dazu, dass die entsprechenden seelischen (und nervösen) Strukturen überaktiv werden. Insbesondere Eltern, die ihre eigenen Traumatisierungen gerade noch kompensieren können, wollen dann »das Beste« für ihre Kinder – und setzen sie unter einen Druck, der deren seelische Entwicklung belastet.

Die Überschätzung von Leistung und Anpassung als Grundlage des Selbstgefühls in unseren Gesellschaften ist den Depressionsgefährdeten nicht bewusst. Sie finden diese Position völlig »normal«. In der Konsumwelt ist die Orientierung an einer täglich erlebten Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns und an einem handwerklichen Streben nach *guter Arbeit* zurückgetreten. Sie wird durch einen unpersönlichen, nicht mehr auf Handwerkliches gerichteten Perfektionismus ersetzt – ein angesehener Beruf, viel Geld verdienen, attraktiv sein, attraktive Partner finden. Solange das Streben nach Perfektion handwerklich geordnet bleibt, schadet es nicht. Sobald es sich aber auf Gefühle, Beziehungen, Charaktereigenschaften oder soziale Anerkennung richtet, wird es zum Verhängnis. Denn die perfekte Liebe gibt es so wenig wie den perfekten Chef oder die perfekten Eltern.

»Da, wo du nicht bist, ist das Glück!«

»Ich kann nicht spazieren gehen. Der Englische Garten ist voller glücklicher Paare!« Dieser Satz einer depressiven Patientin zeigt die Hartnäckigkeit, mit der ein Lebensgefühl den Menschen in die Moderne begleitet, das historisch mit Begriffen wie »Melancholie« oder auch »romantischer Isolation«

verknüpft wird. Gegenwärtig wird es eher als Versagen der Versorgung unserer Synapsen der medizinisch-pharmakologischen Verwertung zugerüstet.

Die letzte Zeile des 1821 veröffentlichten Gedichts von Georg Philipp Schmidt von Lübeck wird oft zitiert, um die romantische Weltsicht zu beleuchten. Sie ist vor allem in der Vertonung durch Franz Schubert unter dem Titel *Der Wanderer* bekannt geworden und steht in den geläufigen Deutungen für die Unvereinbarkeit des romantischen Ichs mit der Alltagswirklichkeit (*Ich bin ein Fremdling überall*), der Sehnsucht nach einem Land, in dem Träume Wirklichkeit werden.

Depressive denken während der Arbeit mit Kummer daran, dass sie bei schönstem Wetter am Schreibtisch sitzen und sich mit fremdbestimmten Aufgaben quälen müssen. Wenn sie endlich das tun, wovon sie während der Arbeit geträumt haben, etwa auf einer Parkbank zu sitzen und sich die Sonne ins Gesicht scheinen zu lassen – dann quälen sie sich mit Selbstvorwürfen, dass sie jetzt faulenzten, statt zu arbeiten.

Das melancholische Lebensgefühl, in dem aus dem Unbewussten auftauchende Stimmungen und Gedanken den unbefangenen Genuss der Gegenwart erschweren, ist in der antiken Medizin mit einem Übermaß schwarzer Galle verbunden worden. In der von der Pharmaindustrie geprägten Psychiatrie der Gegenwart hat vielfach ein genetisch bedingter Mangel an Serotonin diese Rolle übernommen. Beide Erklärungen entlasten das Ich von einem Rätsel: »Ich bin gesund, habe eine liebende Frau und wohlgeratene Kinder, einen sicheren Beruf – und bin dennoch unglücklich, kann mich nicht freuen, denke an Selbstmord.«

Kulturwissenschaftliche und psychologische Aspekte zur Depression haben es gegenwärtig schwer, sich zu behaupten. Das ist im Grunde nicht verwunderlich. Wer selbst depressiv ist oder Depressionen erforscht, steht wie in der alten Allegorie über Tugend und Laster an einem Scheideweg. Die eine Straße ist breit und bequem, die andere steil, unübersichtlich und mühevoll. Die neurobiologischen Hypothesen entlasten die Kranken ebenso wie ihre Ärzte und fördern den Umsatz einer mächtigen Industrie. Freilich reduzieren sie auch die Möglichkeiten, die Inszenierung des Kammers und seine Wurzeln in Familie, Biografie und Gesellschaft freizulegen.

In der Allegorie führt der breite, bequeme Weg in die Hölle, der steile und schwierige ins Paradies. Seit wir nicht mehr an solche Jenseitswelten glauben, scheint weniger denn je gegen breite und bequeme Wege zu sprechen. Aber das hat Menschen noch nie daran gehindert, klettern zu gehen, statt mit der Seilbahn zu fahren. In diesem Sinn wird hier versucht, das Geheimnis der Depression zu entschlüsseln.

Ich beginne mit einer Geschichte, die den Einbruch einer Depression in das Leben einer Siebenjährigen beleuchtet. Sie hatte die Mutter um Erlaubnis gebeten, einen Jahrmarkt zu besuchen, der in ihrem Heimatort veranstaltet wurde. Dort sah sie am Geschäft eines Schaustellers zum ersten Mal in ihrem Leben eine mechanische Orgel in vollem Betrieb. Der Eindruck war überwältigend. Eine wunderbare, den ganzen Körper durchdringende, rhythmische Musik griff nach ihr und wie eine Geisterhand in sie hinein. Dazu kam noch das Schauspiel von silbern glänzenden Figuren, die im Takt des Schmetterns der Pfeifen auf kleine Trommeln und Tamburine

schlugen. Die Siebenjährige war begeistert, sie versank in den Anblick, ließ sich mitreißen, von Entzücken erfüllt.

Dann stieg eine Spannung in ihr auf, der Genuss trübte sich, sie wäre am liebsten weggelaufen und konnte es doch nicht. Allmählich nahmen ihre Trauer und Furcht Gestalt an: Sie stand hier allein, sie genoss dieses atemberaubende Schauspiel allein und egoistisch. Sie hatte nicht an ihre Mutter gedacht, die zu Hause war und dieses Schöne nicht genießen konnte. Jetzt wusste das Mädchen genau, was zu tun war: zur Mama laufen, sie herbeiholen, damit auch sie dieses Schöne genießen, den Rausch der Töne und Bewegungen mit ihr teilen konnte.

Gedacht, getan. Die Mutter stand in der Küche und war beschäftigt. Erst begriff sie nicht, was ihre Tochter wollte. Die Kleine war so eifrig, fordernd und fast den Tränen nahe, wenn die Mutter nicht gleich mitkommen würde, um auch zu sehen, was da so schön war, dass es unbedingt gesehen werden musste, Figuren, die Musik machten, bitte, bitte, komm doch mit, es dauert nicht lange!

Endlich trocknete die Mutter die Hände an der Schürze ab, hängte sie an den Haken und ging mit. Dann stand sie neben der Tochter und sah die Jahrmarktsorgel, die sie schon ein Dutzend Male gesehen hatte. Was sollte das Besonderes sein? Da war nichts Besonderes, ein Musikautomat, nichts weiter! Schritt für Schritt, während das Kind den Mangel an Begeisterung bei der Mutter sah, verschwand auch die eigene Begeisterung. Die Orgel war nicht mehr schön, die Musik klang blechern und gewöhnlich, konnte es sein, dass es immer dieselbe Melodie war? »Was soll das schon sein? Für dieses

Gedudel hast du mich von meiner Arbeit weggeholt! Das nächste Mal überleg dir das vorher!«

Das Kind verstand jetzt selbst nicht mehr, warum es die Mutter hatte dabeihaben wollen. Es hatte die Freude an der Orgel und an dem ganzen Jahrmarkt verloren, ging mit der Mutter nach Hause, fühlte sich erschöpft und müde.

Die Mutter hatte sich ihr Leben anders vorgestellt. Ihr Ehemann war Beamter, Richter, eine gute Partie, sie musste froh sein, dass sie ihn bekommen hatte, er war gut zu ihr, aber – und durfte sie das überhaupt denken? – er war langweilig, pedantisch, erzählte nie etwas von seiner Arbeit, erzählte eigentlich überhaupt nie etwas, lebte so dahin, wollte das Kompott zum Nachtschiff angewärmt, er hatte einen empfindlichen Magen.

Sie versorgte die Kinder, das war nun einmal ihre Pflicht. Sie war streng zu ihnen, schlug sie manchmal. Wenn schon sie ihre Pflicht tun musste – dann konnte sie auch den Kindern keine Nachlässigkeiten durchgehen lassen. Der Vater mischte sich selten ein. Erziehung war Frauensache.

Während man sich in das Ende der Szene leicht einfühlen kann, gleicht ihr Anfang durchaus dem Rätsel, welches das Einsetzen der Depression bei Erwachsenen umgibt. Was hindert die Siebenjährige, den von ihr soeben entdeckten Genuss alleine auszukosten, bis er sich erschöpft und beginnt, die kleine Zuschauerin zu langweilen? Warum hat sie plötzlich keine Freude mehr, sondern Angst, die sie dazu zwingt, die Fantasie zu entwickeln, sie müsse die Mutter dazu bringen, sich ebenso zu freuen wie sie?

Die Analyse der Kindheitserinnerung ergibt, dass das kleine Mädchen eine angespannte Beziehung zur Mutter hat. Es beneidet die Mutter um ihre Privilegien und ihre Macht, um den Platz an der Seite des Vaters. Es nährt in sich Gefühle, von der Mutter gegenüber dem Bruder benachteiligt zu sein. Zu den elementaren Qualitäten des menschlichen Erlebens gehört es nun, dass wir bedeutungsvolle Personen, von denen wir uns abhängig fühlen, durch die Brille der eigenen Affekte sehen.

Wer sehr bedürftig ist und sich die Liebe, die ihm mangelt, am liebsten mit Gewalt holen würde, fühlt sich von einem Vampir bedroht, der ihm das Blut aussaugt. Und wer neidisch ist, fühlt sich vom Neid bedroht, wenn er etwas genießt und nichts abgibt.

In dem Glücksmoment hat das Mädchen die Mutter vergessen. Es hat sich entspannt und in der Begegnung mit dem schönen Erlebnis treiben lassen. Dann meldet sich mit einem Schlag die Angst. Das Kind erschrickt vor sich selbst, vor seiner Sorglosigkeit, seiner Nachlässigkeit. Für einen viel zu langen Moment hat es nicht an die Mutter gedacht und sich seiner Autonomie erfreut. Die Mutter war ganz überflüssig, alle Pflichten, welche die Mutter ihm auferlegte, waren vergessen – lebte die Mutter noch, oder war sie vielleicht sogar schon verschwunden, war verstorben, war einfach weg? Das Kind erschrak, wie jemand erschrecken mag, der sich nach dem Tod eines nahestehenden Menschen zu dauernder Trauer verpflichtet fühlt und plötzlich bemerkt, dass er gedankenlos seinen Tee und sein Sandwich genossen hat.

Die Angst, die solcher Genuss auslöst, hängt mit der Fantasie zusammen, dass die Mutter mich ebenso beneidet, wie ich sie beneide, dass sie mir die Freude nicht gönnt und ich schleunigst dafür sorgen muss, dass sie diese Freude mit mir teilen kann, sonst muss ich ihre Rache fürchten. Der von Neid und Aggression geprägte Teil der unbewussten Fantasie dringt nicht an die Oberfläche, wohl aber die elementare Lösung: der Zwang, die jetzt mit Angst besetzte Freude zu teilen, dadurch den Neid zu überwinden und die Unterstützung der Mutter zu gewinnen, auf die zu hoffen das Mädchen trotz aller Enttäuschungen nicht aufgegeben hat.

Viel von unserem im Alltagsverhalten verwurzelten Streben nach Ordnung, Stille und Sauberkeit hängt mit Strukturen zusammen, die einmal gegen die unbekümmerte Haltung des Kindes errichtet wurden. Wer ein schräg hängendes Bild gerade rückt, weil es ihn »stört«, wer nur in einer aufgeräumten Küche seine Mahlzeit genießen kann, wer sich für ein ungemachtes Bett oder auf dem Boden liegende Wäsche entschuldigt, verrät in diesen leisen Irritationen die einst mächtige Angst des Kindes vor dem Urteil der Mutter. Er hat damals Sicherheit gefunden, indem er sich mit dieser Mutter – die er durchaus als bedrohlich erlebte – identifizierte.

Obwohl diese Optimierungsgeste auf den ersten Blick nichts mit der Depression zu tun hat, haben beide doch eine ähnliche Wurzel in einer Leistungshaltung, die während des Wandels von der bürgerlichen Kultur zur globalisierten Konsumgesellschaft universelle Konstante geworden ist. Der Glaube an die Optimierung hat den gleichen Hintergrund wie

die manische Abwehr, deren Zusammenbruch die Depression auslöst.

Von einer manischen Abwehr sprechen wir, wenn Grenzen gelehnet, Eindrücke verdrängt werden, welche einer primären Fantasie von Glück und Gelingen widersprechen. Ich bin das Lieblingskind meiner Eltern, meine Freunde werden mich nie hintergehen, mein Partner ist absolut treu, meine Kinder werden mir ihr Leben lang dankbar sein. Eine solche Abwehr ist in den gegenwärtigen sozialen Strukturen weit weniger auffällig als ihr Fehlen.

Der unverwundbare Held ist ein Symbol der Größenfantasie, die sich als zentraler Inhalt der manischen Abwehr fassen lässt. Eigentlich müsste im Leben alles klappen, alles gelingen. In der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit mäßigt sich unter günstigen Bedingungen die primäre Größenfantasie. Humor und Distanz werden möglich. Dann gelingt es dem Individuum, Niederlagen zu verarbeiten, ohne zu verzweifeln.

Je rigoroser und kritikresistenter die manische Abwehr aufgebaut wird, desto schwieriger wird es, ihr Scheitern zu ertragen. Es liegt ja eine innere Logik darin, dass am meisten an einer Größenfantasie kleben bleibt, wer wenig Anerkennung und Einfühlung erfährt. Im Alltag werden Größenfantasie und manische Abwehr (welche die Grandiosität stützen und verteidigen soll) als »Stolz« und als »Alles oder nichts« fassbar. »Ich reite keinen Esel; lieber bleibe ich sitzen!«, sagt der Stolze. »Besser schlecht geritten als sitzen geblieben«, sagt der Reisende, der seine Größenvorstellung mäßigen kann.

In der Konsumgesellschaft konserviert ein kulturelles Versprechen spezifische Formen der Größenfantasie und schützt sie durch eine besondere Form der manischen Abwehr vor einer an sich hilfreichen Distanz. Wir sollen glauben, dass das Leben durch Leistung kontrollierbar wird. Wer genug leistet, kann sich Sicherheit und Glück kaufen. Aber was ist genug? In den archaischen Kulturen des Hungers ist dieser Zustand einfach zu finden. Wer satt ist, kann aufhören, nach Essbarem zu suchen. In den Zivilisationen aber dominiert der Wunsch nach Sicherheit und in ihm die Angst. Dieses Bedürfnis ist unersättlich.

Schon früh und mit großem Druck wird dem Kind vermittelt, dass es, wenn es *etwas werden* will, gute Leistungen in der Schule und gute Beziehungen zu Gleichaltrigen haben muss. Unbewusst fließt ein, dass der gute Zustand (»ich bin nicht wertlos, ich bin wertvoll«) zwangsläufig eintreten wird, wenn die Leistung erbracht ist.

Die Mutter hat Angst vor ihren Verpflichtungen, zu erziehen und dafür zu sorgen, dass aus dem Kind das sozial Erwünschte wird. Und das Kind hat Angst vor dieser Mutter. Sie soll das Kind entlang der spezifischen kulturellen Anforderungen prägen. Seither sind unsere frühen Beziehungen neben Liebe und Fürsorge auch von Fremdheitsgefühlen, Ängsten und Aggressionen bestimmt. Diese Affekte färben die Identifizierungen und Introjekte, aus denen sich die inneren Strukturen der Psyche aufbauen. Der Unterschied zwischen den Kulturen des Hungers und den Kulturen der Angst liegt vor allem darin, dass die Menschheit es in der Beherrschung der Natur so weit gebracht hat, dass

fast alle Gefahren nur noch von unseren Mitmenschen her kommen.

In der Situation des Kindes vor der Jahrmarktsorgel wird die Angst vor dem Neid der Mutter fassbar. Das Kind erlebt die Situation nicht naiv und erfreut sich an ihren Reizen; es will etwas richtig machen, es will gut sein. Die Orientierung an der im eigenen Inneren wachsenden Lust oder Unlust wird durch eine komplizierte Struktur ersetzt, in der die Fantasie über die Reaktionen der ambivalent erlebten Mutter das Verhalten prägt. In dem Bestreben, die Mutter herbeizuholen und in ihrer Freude die eigene Freude zu steigern, wird ein Stück der Größenvorstellung deutlich, die Mutter in die eigenen Glücks- und Erlösungsvorstellungen einzubeziehen.

Das Ich der Depressiven erlebt weder Angst noch Neid und Wut, nur Erschöpfung, Freudlosigkeit und Unlust. Die Aggression richtet sich, wo sie wahrnehmbar ist, nicht gegen Nahestehende, sondern in Gestalt von Schuldgefühlen und der Überzeugung, alles falsch gemacht zu haben, gegen das eigene Ich. Die Größenfantasie ist im Negativ fassbar, ist es doch ebenso schwierig, im Leben alles falsch zu machen wie alles richtig.

Der Zustand nach dem Zusammenbruch der manischen Abwehr ist höchst quälend, weil er sich in allen ernsteren Fällen sozusagen verknotet: Angst vor der Depression, verstärkte Angst angesichts der nicht weichen wollenden Depression, Gefühle zu versagen, nichts zu taugen, nichts wert zu sein, die sich aus der depressiven Hemmung der Initiative ergeben und diese vertiefen.

Dazu kommt der Druck durch eine fordernde Umwelt, die auf ehrgeizige, tüchtige, allseitig funktionierende Individuen zugeschnitten ist. Wo auch immer, wie auch immer wir leben wollen: Überall ist das Aufwändige, Undurchschaubare und psychisch Belastende leichter zu haben – im Wohnen, im Essen und Trinken, in der Mobilität, in der Berufsarbeit. Seelische Ressourcen gehorchen den Gesetzen der Ökologie: Sie regenerieren sich, wenn wir sie mäßig ausbeuten. Wenn aber die Grenze zum Raubbau überschritten wird, kippt das System, schon minimale Belastungen überfordern es. Jahrelang hat der Sachbearbeiter täglich hundert und mehr Vorgänge erledigt – jetzt schafft er es nicht mehr, einen Brief zu öffnen, den er im Kasten findet.

Die Antwort der Konsumgesellschaft auf solche Kippphänomene ist vorhersehbar: Man dringt nicht etwa zur Wurzel des Übels vor und ändert dort etwas, sodass die Regeneration wieder eine Chance hat. Sondern man vermarktet mit hohem Aufwand und komplizierter Rhetorik ein Mittel gegen die Folgen.